**Zeitschrift:** Wissen und Leben
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** 27 (1925)
**Heft:** 8

**Artikel:** Stellung eines Schriftstellers der jüngeren Generation zu D'Annunzio
**Autor:** Puccini, Mario
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-748667

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# STELLUNG EINES SCHRIFTSTELLERS DER JÜNGEREN GENERATION ZU D'ANNUNZIO

Wer es unternehmen wollte — und irgendwer könnte das eines Tages wohl versuchen —, das Leben dieses merkwürdigen Mannes pathetisch oder ironisch darzustellen, der müsste, und das vielleicht noch vor allem anderen, die Bühne untersuchen, die vier Jahrzehnte lang den Hintergrund seiner Taten bildete, bis zum Krieg, der — ausgedehnt, lang und von tiefer Tragik — den schon sinkenden Helden zu neuen Bühnentaten anspornte.

Dieser Bühne treten wir erst ziemlich spät gegenüber, und zwar erst, als sie beginnt, zwar nicht reinlicher, doch heller zu werden. D'Annunzio verstand vom ersten Augenblick an, sie zu beherrschen: und wie die Atmosphäre seine ersten leichtfertigen und weltlichen Gesänge günstig aufgenommen hatte, so auch später seine heldische Dichtung: wenn auch dieser zweite Widerhall ganz äußerlich und rhetorisch war. In dieser zweiten Phase seiner Dichtung geboren, begingen wir das Unrecht, sie nicht zu lieben: wir werden weiter unten sagen, aus welchen Gründen. Später aber, als der Krieg begonnen hatte und als auch wir dort draußen gefangen waren zwischen ein Drahtverhau und einen kleinen Wall aus Sandsäcken, kamen uns Nachrichten zu von seinen kühnen, freien, ja vermessenen Taten; und etwas stieg in uns auf, wir wussten nicht sofort, was für ein Gefühl: als ob er ein anderer und es notwendig wäre, ihn nunmehr mit nicht literarischen Augen, nur menschlich, anzusehen.

*

Ich bin als Knabe dickköpfig gewesen. Meine Schul- und Studienkameraden alle lasen D'Annunzio; und auch ich las ihn; aber meine Kollegen äußerten ihre Bewunderung laut, indes ich, hartnäckig und völlig unbewegt, schwieg.

Zeiten des Ergründens, Prüfens, heißen Bemühens, da wir glaubten, die Welt sei nur für uns offen und lebendig; statt dessen, waren wir beim ersten Fehlschlag schon unzufrieden und überdrüssig.

Damals war D'Annunzio ein Götzenbild. Er entflammte jene, die das Schrifttum liebten; aber er ließ auch die anderen

nicht ungerührt, die der Literatur eine schöne Frau vorzogen. Er bot Ware feil für jeden Geschmack.

Immer aber war etwas an seiner Ware, ich mochte sie betrachten wie ich wollte: ein Anflug von Unaufrichtigkeit und von Rhetorik, ein Durcheinanderwirbeln von Wortkünsten — und diese Hindernisse waren derart, dass mein Wille, auch wenn ich mich anstrengte, sie nicht überwand.

Meine Altersgenossen kamen am Strand des Meers oder auf den Hügeln zusammen, um ihn zu lesen; und sie riefen mir: « Komm, wir lesen den neuen D'Annunzio. » Ich ging hin, mehr um mich zu strafen als um mich zu freuen; schien ich mir doch unter so vielen Berauschten der einzige Empfindungslose zu sein: kurz, ein Mensch, der nie imstande gewesen wäre, nie imstande sein würde, eine schöne Seite zu schreiben.

*

(Damals nämlich war nur jene Seite schön, die tönte und funkelte.)

*

Und ich ging hin, ohne Stolz, demütig und zaghaft. Denn schließlich wollte auch ich jener Dichtung näher kommen, sie genießen und, wie alle, sie preisen.

Meine Kameraden sahen mich so freundlich teilnehmend und mit so warmem Mitleid an. Ich dankte ihnen, aber mit schwacher und unsicherer Stimme. Das war's: sie verstanden, sie genossen D'Annunzio. Sie alle. Der Kranke, der Unfähige, arm an Empfindung, war also ich.

*

Doch ich wunderte mich andererseits, wenn ich in meiner Studierstube allein war, dass mancher andere Schriftsteller — Dante, Manzoni, Leopardi, Goethe — mich ganz hinriss, manchmal bis zu Tränen. Und dann, besiegt, ging ich von neuem zu D'Annunzio; ich ganz allein; in der Hoffnung, er, ohne Zeugen und Dekor, würde mich bewegen. Aber siehe, es genügte schon, dass ich eines seiner Bücher aufschlug und auch nur eine seiner hochtönenden Widmungen las, damit der Widerwille, mehr als nur seelisch, auch körperlich wurde, und dass

ich den Band für immer in die Ecke warf. Denn dies war für mich das Ärgste: wenige Worte oder Sätze genügten, mich dem Dichter zu entfremden, und lange Zeit hindurch blieb ich ihm, scheu geworden, fern.

*

Es kamen stillere Tage, in denen auch ich tief in mir Traumbilder aufzuspüren und auszudrücken begann, langsam, langsam, aber leidenschaftlich, in der scheuen Stille meines Hauses. Jene Tage, wie waren sie festlich in ihrer Kürze! Ich vermochte also doch, wenn auch ohne lautes Tun, ein bescheidenes Wort zu sagen; die Periode frei einherschreiten zu lassen; ein Gefühl zu buchstabieren.

*

Aber in Italien feierte man keine andere Kunst. Der Roman, sofern er nicht lyrisch, hoffnungslos lyrisch war, schien zu gering; Dichtung galt nur, wenn sie entweder großartig und kraftvoll, wie jene, die Carducci uns gegeben, oder von flammendem und epischem Ton war, wie die D'Annunzios (Pascoli wurde noch wenig gelesen); und auf der Bühne schienen die Figuren Giacosas und Braccos wohl annehmbar, doch Exponenten einer Kunst dritten oder vierten Ranges, gegenüber denen D'Annunzios, die eine beschwingte, übertriebene Sprache redeten. Und ich fragte mich zornig und besorgt, was er wohl darstellen wolle in der Geschichte seines Landes — nach Manzoni, dem es gelungen war, ganz allein das geistige Problem seiner ganzen Epoche zu lösen, und nach Carducci, der es vermocht hatte, dieses selbe Problem nicht zu lösen (denn dazu war die Stunde nicht gekommen), aber es mit Kraft und in richtigen Maßen neu aufzustellen; so weit, dass er denen, die nach ihm kamen (und die italienische Nation war nun kein Traum mehr) ein Erbe voll Klarheit hinterließ, von dem ausgehend es nicht schwer sein konnte, die neue Welt aufzubauen. Denn eben die ganze Welt D'Annunzios war für mich von Grund auf falsch; und mochte ich auch versuchen, meiner provinziellen Art die Schuld zu geben, ich konnte mich nicht daran gewöhnen, zu glauben, von meinem stillen Winkel aus, dass die große Stadt, die mondäne Welt, so feig und erbärmlich wäre. Carducci —

aber wenn Carducci kein Epiker sein konnte (wofür es, wie ich oben gesagt habe, noch zu früh war), so hatte er seine Zeitgenossen doch wenigstens gelehrt, nicht leichtfertig zu sein. Und D'Annunzio — hier lag der Konflikt —, D'Annunzio war, für mich, leichtfertig.

*

Meine provinzielle Art war freilich ein Fehler; aber warum sollte ich allein ihn büßen? Meine Familie sah ich noch unversehrt und heil; die Männer der Nachbarstraße oder auch der entfernteren Straßen mochten einander hassen; aber dieser Hass sprach sich rund und roh und unmittelbar aus; und wenn man auch nicht alle Probleme und Wechselfälle der Geschichte verstand, jene der Tageschronik schienen klarer. Und Sizilien, wie abgelegen es auch ist, war doch auch, für uns, ein Teil Italiens.

*

Aber dies war noch nicht der Fehler; der Fehler, wenn einer da war, lag tiefer und ging nicht allein mein Denken, sondern all mein Sittliches und Geistiges an. Seine Dichtung, statt mich zu erobern, widerte mich an: ich brachte es nicht über mich, seine Romane ganz zu lesen; seine Dramen, auch wo irgendein Charakter auftauchte, schienen mir so geschraubt, dass ich immer fürchtete, sie sich in Musik auflösen zu hören. Ja, ihr Ton war zu hoch, zu sehr außerhalb des Lebens; und meine ganze Beklemmung und Unbefriedigung waren im Grund das Anzeichen, das allzu klare Anzeichen einer antirhetorischen und geradezu antipoetischen Natur.

Aber antipoetisch und antirhetorisch, weil meine Zeit nicht so war, wie D'Annunzio sie sah; und an jenem Tag, an dem ich Giampietro Lucini begegnete, der auch, zwar nicht aus geistiger und seelischer Anlage, sondern aus Entschluss, Antidannunzianer war, an jenem Tag verstand ich zutiefst die inneren Gründe meines Ungenügens. Lucini war eine jener schriftstellerischen Gestalten, die man nicht vergisst. Zu ihrer Zeit finden sie wenig Leser; aber es kommt der Tag, da irgendein Entdecker verborgener Werte sie ins Licht stellt. Wahrhaft ein Mensch seiner Zeit, fühlte er den Konflikt und das Problem seiner Generation; aber da das Gebiet seiner Forschung und

Untersuchung weit und sein Leben von einer furchtbaren Krankheit bedroht war, hatte er weder Zeit noch Möglichkeit, sie auszudrücken. Überhaupt war sein Wissensdrang stärker als seine Schöpferkraft; und statt entschlossen auf der Darstellung der Menschen und Gedanken seiner Zeit zu bestehen, verlor er sich allzuoft in Polemik; fast als wäre es für ihn notwendig gewesen, ehe er sprach, Raum um sich zu schaffen, sich allein zu fühlen und ohne Rivalen. D'Annunzio war sein Gespenst, der Hass seines Lebens, seine Qual. Aber bevor er ihn überwinden wollte, wollte er ihn bekämpfen: und dieser Kampf, mit stürmischen Kräften unternommen, aber ohne Unterstützung durch Verleger und journalistischen Lärm, stahl ihm ungeheuer viele und wertvolle Zeit; und der Tag, da er versuchte, nach der Polemik den ersten Samen seines eigenen Werkes zu säen, jener Tag kam ihm nicht nur zu spät, sondern fand ihn auch müde und verfallen. Die Ader seiner Dichtung war nun getrübt, und dies so sehr, dass bis in die Bewegung seiner Periode und seiner Strophe, nicht nur in den Gedankengang, sich eben *die* Krankheit eingeschlichen hatte, die er an D'Annunzio bekämpfte: die Emphase.

*

Es geschah also eines Tages, dass ich mich Lucini näherte: ihm persönlich, auf Du und Du, zu mannigfachen Gesprächen an vielen Tagen. Und diese Vertrautheit mit einem des Hasses und Zornes wahrhaft fähigen Menschen tat mir wohl. Nicht in bezug auf meine Gefühle und meine Bewunderung für ihn, wohlverstanden; und auch nicht in bezug auf meine Abneigung gegen D'Annunzio, nein. Er tat mir selbst wohl; er half meinem Fieber. Ich begriff nun, im Anhören Lucinis, dass ich, wenigstens damals, keinem andern ähnelte. Ich weiß wohl: Das konnte auch an der Dürftigkeit, Banalität, völligen Bescheidenheit meines Geistes liegen. Doch ich versichere, das verletzte mich nicht.

*

Übrigens war ich noch so einfältig und unerfahren! Die Schule hatte mich auch gar nichts Gutes und Fruchtbares gelehrt: und das ebene Leben der kleinen Stadt, durchzogen von

Freundschaften und Feindschaften, war alles andere eher als geeignet, einen nicht gewöhnlichen Menschen zu entwickeln. Wenn zu irgendwas, hätte es dazu beigetragen, einen Charakter zu formen: und gerade das geschah mir, der ich harmlos blieb, was künstlerische Versuche betrifft; aber rauh und reich an sittlicher Kraft. Zuweilen schien ich mir ein Mensch von so geringer Bedeutung und so nutzlos zu sein, dass gar nichts daran lag, ob ich irgendwie mitkämpfte. Aber es genügte, dass ich von irgendwem D'Annunzio mit Bewunderung nennen hörte, damit ich mich empörte. Jedes Lob für ihn schien ein Dolchstoß für mich.

*

(Ich bin auch heute so klein und so fern von meinem Traum von Kunst, dass — wie ich hoffe — niemand diesen Groll und diese Auflehung mir mehr als verdient zur Last legen wird. Tatsächlich stelle ich hier nachträglich die Seelenverfassung eines Schriftstellers der jüngeren Generation D'Annunzio gegenüber dar; und da ich diesen Seelenzustand, eher als an andern, an mir selbst ersichtlich machen will, lege ich die Wurzeln aller meiner Empfindung, der vergangenen wie der gegenwärtigen, frei: im Gefühl, gerade so nicht so sehr die Geschichte einer Abneigung auszusprechen, sondern die Empfindung aller Naturen, die, wie die meine, D'Annunzio gegenüber verschlossen und provinziell sind; unreifer Naturen, deren Entfaltung noch nicht gekommen, wenn auch D'Annunzio schon im Niedergang begriffen ist, und es scheint mir (ich weiß nicht warum), dies mein mühseliges, aber redliches Suchen müsse eines Tages die Zustimmung eines finden, der noch im Schatten steht, der aber morgen — mag D'Annunzio nun in Menschengedächtnis leben oder sterben — in der Geschichte dieser Zeit weit mehr bedeuten wird als er.)

*

Doch kamen für mich auch Tage geringeren Sicherseins und Hochmuts. Meine schriftstellerischen Proben und Versuche erwiesen sich als zu bescheiden, und waren es; meine Arbeit am Schreibtisch als aussichtslos. Die Kunst war nicht Improvisation oder Spiel; und, im übrigen, wer (und zwar mit nicht

modischen Elementen) irgendeinen Zwiespalt oder einen Gedanken ausdrücken wollte, den verwickelte jeder Schritt in die bösesten Schwierigkeiten. Jetzt war's die Sprache, die allzu matt war; dann der Bau des Satzes, allzu hart; nun wieder die Empfindung als solche, allzu steif und konventionell. Seelischer Gewinn, null; schriftstellerische Erziehung, null; und was die Vorbilder betrifft: vermied man nun einmal das, welches das nächste und verführerischste schien, so blieb keine Wahl. Die Vorbilder waren bescheiden und gering. Da war Verga; aber man hatte uns noch nicht gelehrt, ihn zu lesen. Da war Panzini; aber Panzini sollte mir eines Tages in der Buchhandlung meines Vaters in die Hände geraten, fast aus Versehen. Das war dann in der Tat ein festlicher Tag. Immer aber blieb in mir der bittere Zweifel der ersten Augenblicke: ob uns, wenn wir von D'Annunzio absehen wollten, ein anderer, nicht ganz gemeiner Weg bliebe, auf dem wir einen nicht ganz unfruchtbaren Schritt versuchen könnten. Panzini — aber welch eisiges Schweigen um jene *Laterne des Diogenes*, die ich in meinen schönen Stunden am Schreibtisch mit ehrfürchtigen Anmerkungen vollgekritzelt hatte!

*

Und dann greift man zu Kompromissen, zu Ausflüchten, man möchte es, ganz gleich wie, erreichen, irgendeinen Leser, irgendeinen Richter zu haben. Die Strenge des Charakters lässt allmählich nach, und befindet man sich in einer Gesellschaft von Leuten im städtischen Klub, die die großen Eigenschaften usw. usw. des berühmten Dichters feiern, so antwortet man darauf nicht mehr wie in früherer Zeit; nicht nur, dass mans aussprechen lässt, man neigt den Kopf und stimmt zu. Auch der Groll im Innern verstummt nach und nach, bis man eines Tages die Zeitungschronik liest, in der er wie ein Gott genannt wird, und sie sogar aufbewahrt. Wir mögen ihn noch nicht, wir lesen ihn nicht; aber wir fürchten, er werde immer höher steigen, wir immer tiefer sinken; und wir möchten sogar lieber unter denen sein, die seine Größe verherrlichen, in seiner Bahn wandeln, ein kleiner Stern seines Himmels. Böse Stunden, böse Tage, böse Jahre! Es ist uns zugeteilt, sie zu schlucken, sie zu ertragen, sie hinunterzuwürgen Minute um Minute!

*

Einmal, fast schon als Mann, ging ich, seine *Gioconda* anzuhören, ins Teatro Argentina in Rom. Von meinem Sitz aus dachte ich, er sei da, unter uns, er mit seinem Hochmut des Siegers um jeden Preis, zu jeder Zeit, und er könne auch mich gewahren, der ich, mit all meiner Feindschaft, gekommen war, ihn zu hören. Er war nicht dort, wird kaum dort gewesen sein. Aber ich fühlte immer, zwischen einem Akt und dem andern, ihn, seine Gegenwart, seine Augen hinter dem Spinngeweb des Vorhangs, ihn, der mich ansah und verlachte. Damals, jenes Mal, weinte ich vor Wut. Einer meiner Freunde, der mit war, glaubte, ich weine um des Stückes willen, und sagte mir, auch er würde weinen, wenn seine Tränendrüsen so voll wären wie die meinen. Ironie. Doch ich hörte seinen Worten nicht zu: zum erstenmal zitterte ich aus wahrem Hass; und ich hätte gewünscht, dass er, D'Annunzio, wirklich erschiene, zwischen Vittoria Lepanto, die die Gioconda spielte, und Emma Varini, um zu kämpfen mit mir, der ihn hasste wie ein Feind.

*

Ich glaube, mein Hass gegen den Krieg erwuchs aus seiner Verherrlichung durch D'Annunzio, der aus Frankreich kam. Seine Ansprache in Quarto und seine römischen Reden entfremdeten mich ganz den Gedanken an Frankreich, dessen Untergang ich doch nicht wünschte, und an Italien, so wenig ich gewollt hätte, dass dieses tatlos und feig diesseits der Grenze verharre. Aber als der Krieg ausbrach und D'Annunzio nicht mehr schrieb noch Reden hielt, schien es mir, auch der Krieg sei schön und verlockend; und auch ich ging mit.

Der Schützengraben brachte, wie ich gesagt habe, das Wunder zustande. Er mit seinem lauttönenden, gebieterischen Namen ging unter in der allgemeinen Menge; und mein Hass verlor an Kraft, wurde ärmer, wandelte sich nach und nach fast in Zuneigung. Wussten doch auch wir wohl, was der Krieg war, wieviel an innerer Teilnahme und Kräften er in Anspruch nahm und dass, wer drin war, vergessen musste, nicht nur seine Vergangenheit, auch seinen Namen und sein jetziges Wesen: eine Nummer, ein Arm, ein Ding, sich bewegend und wirkend ohne eigenen Willen.

In der Erinnerung schweiftest du zurück zu den fernen Tagen deiner schriftstellerischen Neigungen und Abneigungen; aber diese deine Mühe war umsonst, denn er erschien jetzt von einem andern Licht beglänzt: ein Kamerad, ein Bruder und, in dieser Stickluft von Schweiß und Geschrei, auch er eine Nummer.

Mit einem Wort: der berühmte Dichter mit all seiner Hoffart und grenzenlosen Lebens- und Ruhmgier, er also hatte — wie wir — den Wert eines falschen Groschens, eines Dings, das man fortwerfen kann. Und da es ihm schwer, wenn nicht unmöglich fallen musste, dort draußen seine theatralischen, äußerlichen Gebärden zu wiederholen, in denen er sich einst so sehr gefiel, so ermaß ich mit vernichtender Freude, wieviel diese Verpflichtung ihn wohl kosten müsse an Geduld und an Zorn.

*

Aber der Tag erschien, da in unsere Schützengräben mit den Zeitungen eine Nachricht kam: D'Annunzio flog. Ach, man fühlte sogleich, er werde nicht so wie die andern fliegen, mit jenem ehrfürchtigen Schweigen, das auch das unsere war, das von bescheidenen kleinen Infanterieoffizieren. Hatte er das Fliegen dem Schützengraben vorgezogen, so musste er seine guten Gründe dafür haben: weil es die theatralischste und romantischste Waffe war, die der Kämpfende wählen konnte. Die romantische Waffe: die Menge (auch wir waren darunter), die atemlos den Kampf in Lüften verfolgt — bei der Rückkehr das ganze Lager in Erregung und das Erzählen von den vollbrachten Taten.

Das war wieder er. Schon begannen die Zeitungen von seinen Flügen zu berichten: indes schrieb und veröffentlichte er seine Botschaften. Er wagte sich in Gefahr, gab sich preis, setzte endlich sein Leben ein — aber nicht wie unsere Infanteristen, bescheiden, in Staub und Schmutz. Sein Leben — warum auch merkten wir das so spät? — konnte nicht eingesetzt, achtlos hingeworfen werden wie das unsere. Er hatte sein Leben nie ernstlich in die Schanze geschlagen. Wenn irgendetwas, so hatte er nur seine Kunst aufs Spiel gesetzt, damit sie ihn zeige, nicht wie er war, sondern schön und heldenhaft, und damit er um sich das Tosen der Menge höre, die vor Bewunderung brüllt.

*

Es kamen ruhigere Tage. Und eines Tages, als ich bereits in der Etappe war, wurde ich von meinem General mit einigen Mailänder Abgeordneten zu D'Annunzio geschickt. Ich sollte ihn also sehen. Ich sollte ihn sprechen. Sein Blick würde meinem begegnen. Es war ein denkwürdiger Tag. Ich schien mir allzu gering zu sein. Meine Leutnantsjacke war nicht elegant, sondern ziemlich abgenutzt. (Er erschien auf den Photographien immer äußerst elegant und fein.) Außerdem war ich unbekannt, oder doch fast, und er war D'Annunzio. Mein Widerwille wurde über alle Maßen demütig. Dieser Dichter, den ich nie geliebt, vielmehr gehasst, dieser Soldat, der auf der Brust die Abzeichen der höchsten Orden für Tapferkeit trug, ich würde ihn ganz nahe sehen. Mein ganzes Selbstgefühl brach in sich zusammen. Und plötzlich schien mir, ich hätte all die Jahre gegen die einfachste Pflicht gefehlt: gegen die, ihn zu feiern, mit den andern, vor den andern zu rufen, dass er, er allein, groß war. Ich büßte in wenigen Augenblicken meinen Hochmut von fünfzehn Jahren völlig. Ich fühlte mit einer Art von dumpfem Schmerz, wie klein mein Werk als Mensch und Schriftsteller war, und sogar meine Tätigkeit als Soldat, die so rein und frei von gemeinen Zwecken und von Anmaßung gewesen war (« Du hast dich zu einer Losung der Demut verpflichtet, wie in der Literatur so im Heer », musste Ugo Ojetti mir eines Tages sagen); auch meine Tätigkeit als Soldat erschien mir, verglichen mit der D'Annunzios, armselig und minder. Er, er war alles; und umsonst riet mir eine innere Stimme, zu misstrauen: ich zitterte zu sehr, in allem gefehlt zu haben. In dieser Verfassung trat ich vor ihn, und er musste mich noch kleiner und ängstlicher finden, als ich ohnedies war, obschon er, als er mir die Hand drückte, lächelnd meinen Namen wiederholte: Mario Puccini. Dann begann er zu sprechen; und im Sprechen entflammte er sich; mit einer musikalischen und frauenhaften Stimme, mit einem geglätteten, pergamentenen Gesicht, dass ihm nicht von Farbe, nicht von Blut, sondern von dürrem Ehrgeiz die Haut glänzte. Und beim Klang dieser Stimme, die in dem kleinen wattierten und dannunziohaften Zimmer in Venedig (ich liebte offene und einfache Räume) keinen Widerhall fand, wurde ich noch weit törichter. Er sprach von seinem Wirken als Soldat, als Bürger, als Dichter; er verteidigte

es gegen die Vorwürfe, die man einmal gegen ihn erhoben hatte: der Sprunghaftigkeit und des Dilettantentums. Schließlich schien mir, er spräche nur für mich, für mich allein, der ich sein Ästhetentum, seine Zerebralität, seinen rhetorischen Patriotismus hasste.

Wie trunken verließ ich das Haus. Ich liebte ihn nicht, würde ihn nie lieben; aber ich fühlte, dass er, von seiner Welt aus, uns beherrschen konnte — und ich verstand nicht, warum er uns beherrschen konnte.

*

Aber, wieder fort von Venedig, das mir, mit seinen gezackten Zinnen und seinem Gold, auch eine seiner Schöpfungen, von ihm erzeugt zu sein schien, wollte ich mich um jeden Preis von diesem Zauber, der mich übermannt hatte, befreien: das gelang mir, wenn auch mit Anstrengung, indem ich seine gepriesenen *Laudi* und seine Dramen las, die ihn mir wieder einmal kleiner erscheinen ließen, ferner rückten. Ich freute mich, diese wundervoll gemachten, an menschlichem Gehalt erstaunlich leeren Verse zu wiederholen und ihre ermüdende Musik zu zerstören. Dann befasste ich mich mit Dante (« Sieh Farinata, der sich aufgerichtet ») und verglich mit tiefem, entzückten Genuss diese machtvollen gedrungenen Darstellungen mit jenen eintönigen Psalmodien aus nichts als klangvollen Worten.

*

Und jetzt, nach so vielem Kampf und Stolz und Sturz, stehe ich vor den neuesten Büchern D'Annunzios. Seine Botschaften dieser Jahre, ich las sie seit einiger Zeit nicht mehr; ebensowenig seine Briefe an halb Italien, seinen Verkehr mit der Welt. Aber *Notturno* und der *Glücklose Abenteurer* sind keine Botschaften, sondern Bücher, die vorgeben, erlitten zu sein, Blut von seinem Blut. Ich bedauere die, welche sie mit starkem, verschwenderischem Lob gefeiert haben: ich falle nicht darauf herein. Ich wäre töricht, erkennte ich nicht noch einmal die außerordentlichen Qualitäten seines Stils an, seine farbenreiche Palette, den aufs höchste entwickelten Sinn für gewisse Landschaften und Sinneseindrücke, den er besitzt.

Aber der Konflikt, den er uns in *Notturno* und im *Glücklosen Abenteurer* miterleben lassen wollte (oder sollte), fehlt. Wieder

einmal ist auch hier alle Absicht ganz äußerlich, das Pathos allzusehr durchdrungen von seiner maßlosen Eigenliebe. Man nehme z.B. *Notturno*. In diesem Buch möchte er seine Qual, nicht sehen zu können, sagen. Zweifellos wird er an der Wunde und an der Blindheit gelitten haben; aber um uns sein Leiden mitfühlen zu lassen, musste D'Annunzio seine Stimme dämpfen, und vor allem uns nicht mit all jenen äußeren Einzelheiten ermüden, auf die er, wie man fühlt, nicht nur nicht mehr verzichten kann, sondern die für ihn auch den notwendigen, den Hauptinhalt des Bildes ausmachen. So werden wir an einem bestimmten Punkt gewahr, dass er sich an diese Einzelheiten klammert, weil sie greifbarer und sinnlich beschreibbar sind — indes die wirkliche, erlebte Blindheit, die er uns mitteilen wollte, fast nur wie ein Ausgangspunkt bleibt, gleichsam ein Motiv, auf das er die gewohnte Symphonie von Bildern und Erinnerungen pfropft. Und die schönen, aufs feinste ausgearbeiteten Seiten reichen nicht aus, wie sie schon in den Romanen und Dramen nicht ausreichten, uns von ihm, von seinem menschlichen Empfinden, zu überzeugen, mit einem Wort: von dem Menschen von Fleisch und Blut, der vor Menschen von Fleisch und Blut sein inneres Drama bloßlegen will.

*

Dort wo er aus Bruckstücken und Splittern zusammengesetzt ist, ist der *Glücklose Abenteurer* sicherlich wirksamer als *Notturno*; wer möchte den glühendsten der *Funken vom Hammer*[1]) beschreibende und erregende Kraft absprechen? Aber eben dort, wo der Leser sich endlich hingeben, ganz geben will, bricht aus der geschilderten Wirklichkeit das alte dannunziosche Ich hervor, und der ganze Zauber einer mit wahrer Künstlerdemut geschriebenen Seite ist rettungslos vertan. Dies liegt daran, dass D'Annunzio nicht allein sein, nicht im Fluss der eigenen Dichtung aufgehen kann, dass er immer das Bedürfnis hat, sie mit dem blendenden Gleißen seines maßlosen Hochmuts zu begleiten und so zu trüben. Alle großen Künstler haben sich vor der eigenen Eingebung klein und arm gefühlt, demütig; er nicht, niemals. Daher im Leser der Eindruck, seine Dichtung stamme nicht aus Erschütterung, sondern aus er-lesener Arbeit, wesentlich

[1]) Titel der Sammlung, deren erster Band der *Abenteurer* ist. Der Übersetzer.

aus einer Anstrengung des Gehirns. Die Wahrheit ist die, dass er nie die eigenen Eingebungen und, als Mensch, nie das Leben erlitten hat. Er hat sich gesteigert, erhoben, hat höher sein wollen als alle — dieses Streben zur Höhe aber erzeugt nicht die wahren Dichter, sondern die schwülstigen, aufgeblasenen, nicht die Deuter der menschlichen, wahren Tragödie, sondern die Sänger der scheinhaften Größe, der zufälligen Erscheinungen, der vergänglichen Dinge. —

Nein, in diesem Menschen ist kein Konflikt, wie sehr auch sein ganzes abenteuerliches Leben Anschein und Rahmen dessen bieten mag. Da ist kein Konflikt, weil sein Leben nie innerlich und einfach gewesen ist, sondern immer in verdammt theatralische Handlungen und Absichten verstrickt: so sehr, dass es in seinem Leben keine einzige unbewusste Gebärde gibt. Er schuf mit allen Farben irdischer Paletten, aber jenes wundervolle, innere Leuchten, wie die wahrhaft Großen, von Dante bis Shakespeare, von Dostojewski bis Cervantes es hatten, fehlte ihm, weil er — auch wenn er das Genie dieser Großen gehabt hätte — auch nicht eine Sekunde lang seine furchtbare Eigenliebe auszulöschen, noch auf die vergängliche Freude des Tages- und Zeitungsgetus zu verzichten vermochte.

*

Wir betrachten ihn, werden ihn immer betrachten als einen überaus geschmackvollen Kleinkünstler; denn die Natur hat wenigen Dichtern so wie ihm die Gabe des bezaubernden, leuchtenden Bildes gewährt. Doch diese Bilder sind erstickt von allzu viel rhetorischem Wust, darunter du — suche und forsche nur — umsonst nach einem wahrhaft erlittenen Gefühl suchst.

Was nun die Menschlichkeit betrifft, die immer auf dem Grund jedes lyrischen oder gedanklichen oder darstellenden Unterfangens sein soll, die wahre Menschlichkeit — er hat sie nie gesehen noch geahnt. Und wollen unsere Nachkommen morgen bei einem Dichter den Menschen von heute wiederfinden, seine wilden Begierden und seine hoffnungslose Unrast — wohl, dessen darf man gewiss sein: sie, die Späteren, werden diesen gequälten, schlaflosen Menschen nicht bei D'Annunzio suchen.

MARIO PUCCINI